

Stettiner Zeitung.

Morgen-Ausgabe.

Sonntag, den 29. Oktober 1882.

Nr. 506.

Deutschland

Berlin, 28. Oktober. In der konservativen Presse herrscht begreiflicher Weise große Freude über das Wahlergebnis; dem Anschein nach steht aber im Hintergrunde schon jetzt eine gewisse Besorgnis darüber, ob man mit der im Abgeordnetenhaus erzielten Nachstellung viel anfangen wissen werde. Das Urtheil der liberalen Presse über das unerwartete Resultat stimmt im Wesentlichen mit dem Urtheil der konservativen überein: man sieht darin den Beweis, daß ein großer Theil der Bevölkerung abwarten wollte, ob bei der Politik der nach allen Seiten ausgetheilten Versprechungen etwas Nützliches herauskommen werde, während die starke liberale Minorität zugleich bekundet, wie groß andererseits die Zweifel an einem solchen nützlichen Ergebnis sind. „Der Bauer“, so schreibt man der „N.-Z.“ aus dem preussischen Osten, „hat in diesen Wahlkreisen zum Reichstag fortgeschritten, damit keine neuen Steuern bewilligt werden, und zum Abgeordnetenhaus konservativ, damit bestehende Steuern abgeschafft werden.“ Das ist in der That sehr glaublich und würde alle Spekulationen über die Ursachen des verschiedenartigen Ergebnisses der Reichstags- und der Landtagswahlen überflüssig machen. Ob der Staat bei dieser Bauern-Politik, zu welcher die Regierung durch ihr Verhalten geradezu provoziert hat, bestehen könnte, das ist freilich eine Frage für sich; einen Beitrag zur Beantwortung derselben liefert heute eine Nachricht mehrerer Blätter, wonach der preussische Etat, u. A. in Folge der Einstellung einer Erhöhung der Beamtengehälter in denselben, mit einem Defizit von 30—40 Millionen abschließen soll.

Inzwischen tönt aus der liberalen Presse als Schlussfolgerung aus dem Wahlergebnis das alte ceterum censeo der Abschaffung der Malscheje — denn dies allein wird unter der „Revision“ verstanden — hervor; die „Germania“ z. B. schreibt heute:

So wichtig auch die Steuerreform sein mag, für uns ist Eins noch viel wichtiger und dringlicher: die Wiederherstellung des kirchlichen Friedens, die Wiederermöglichung der Religionsübung der Katholiken. Im Abgeordnetenhaus giebt es jetzt abermals eine Mehrheit, mit welcher sich in leichter und ruhiger Weise die Allokation der Gesetzgebung an die unüberwindlichen Bedürfnisse der

Katholiken vollziehen läßt. Am Schlusse der Legislaturperiode, bei der Verathung des Ullmogeßes hat sich gezeigt, was Alles in den drei Jahren hätte erreicht werden können, wenn man wirklich gewollt hätte! Nun ist das Gesetz, welches den Frieden einleiten kann, vorhanden und steht nach Ausführung. Die Mehrheit, welche das Gesetz zu Stande brachte, ist wieder da; sie hat es gemacht in der Absicht, daß es alsbald zur Anwendung gelangen solle, besonders in seinem wichtigsten Artikel, dem Bischofs-Paragraphe. Inzwischen hat die unermessliche Verweigerung der Ausführung des Ullmogeßes auch die gewiß nicht von der Regierung beabsichtigte Folge, die Ungültigkeit solcher Vollmachtsgesetzgebung nachzuweisen. Deutlicher, als je, steht es vor Aller Augen, daß die Stellung der Kirche à la merci des jeweiligen Ministeriums eine Ungültigkeit und Unmöglichkeit ist, und daß nur die Wahl bleibt zwischen der Fortdauer des traurigen Kampfes oder einer organischen Gesetzesrevision.

Ob die Regierung ohne Erfüllung der Anzeigepflicht seitens der Hierarchie auf die Begnadigung von Bischöfen eingehen, und ob sie durch weitere „Revision“ der kaiserlichen Gesetze den Staat vollends der Kurie gegenüber entwaffnen will, das ist in der That die Frage, von deren Erledigung die praktische Bedeutung des Wahlergebnisses zum großen Theil abhängen wird. Von den Beurtheilungen desselben ist deshalb am interessantesten die der „N. A. Z.“; sie besteht nämlich bis zu diesem Augenblick in — tiefem Schweigen. Bei einer lediglich kalkulatorischen Darstellung des Wahlausfalls bemerkt sie beiläufig:

Was die möglichen Mehrheitskombinationen angeht, so kann die Linke allein keine Mehrheit bilden, ebenso wenig die Rechte. Nach wie vor aber können Konservative und Zentrum, jetzt sogar ohne den Hinzutritt der Polen, und andererseits Konservative, Freikonservative und Nationalliberale eine Mehrheit stellen, es braucht sogar nur die kleinere Hälfte der Nationalliberalen mit 30 zu den beiden Parteien der Rechten sich zu gesellen, um eine absolute Majorität zu bilden.

Ein politisches Urtheil über das Wahlergebnis wird in dem Organ des Kanzlers bis jetzt mit keinem Worte abgegeben!

— Die schwere Kriegsrührung, unter deren Last Europa fast erliegt, ist diesem namentlich durch

die französische Republik aufgelegt worden. Man hat in Frankreich wiederholt die Ausrufung gehört, daß man dort hoffe, Deutschland finanziell zu erschöpfen, indem man es zu einer fortwährenden Steigerung seiner Militärausgaben zwang; der finanzielle Krieg sollte zunächst gegen den verhassten Nachbar geführt werden. Die Arbeiterunruhen in Frankreich zeigen, wie zweischneibig die Waffe ist, welche die französischen Staatsmänner seit zwölf Jahren geführt haben. Frankreich hat sich mit einem stets wachsenden Budget belastet, dessen Gleichgewicht selbst die steigenden Einnahmen nicht mehr balanciren können; den Löwenantheil davon nehmen die Befestigungen, Meer, Flotte, auswärtige Unternehmungen weg. Zur Hebung der Volkswohlfahrt bleibt nur wenig übrig. Die Republik trägt in dieser militärischen Gestaltung die Gefahr in sich, dem Cäsarismus anheimzufallen, die Vernachlässigung der Interessen der arbeitenden Bevölkerung, der Druck, den die hohen indirekten Abgaben auf dieselben legen, macht sich in den sozialistisch-anarchistischen Bewegungen geltend. Und schon steht man sich Stimmen erheben, welche vorschlagen, aus Angst vor dem Sozialismus sich unter die Säbelherrschaft zu flüchten.

Die französischen Staatsmänner haben die sozialistische Gefahr durch eine unglückliche Militärpolitik großgezogen; die anderen europäischen Staaten, namentlich Deutschland, werden durch Frankreichs Rüstungen in schwere Mitleidenschaft gezogen. Es ist sehr begreiflich, wenn die französischen Arbeiter in der von Gambetta vertretenen Richtung ihren natürlichen Gegner sehen. Wenn Frankreich, belehrt durch die jetzigen Vorgänge, in einer theilweisen Abrüstung Europa voranziehen wollte, das sicher bereit wäre, ihm nachzufolgen, so würde es nicht nur in der That an die Spitze der Zivilisation treten, es würde auch seine jetzigen Einrichtungen gegen die imperialistische und die sozialistische Gefahr schützen; es würde dem ärmeren und wohlleidenden Theile der europäischen Bevölkerung einen unermesslichen Segen stiften. Was könnte Frankreich, was das übrige Europa mit den Millionen, welche an dem Militärbudget durch eine verhältnismäßige Minderung der Rüstungen gespart werden könnten, für Segen verbreiten. Ueberdies Frankreich die Warnung, welche in den Arbeiterunruhen liegt, beharrt es darauf, durch geradezu unanstän-

digungen seine eigene Kraft und die von Europa zu erschöpfen, so wird die Strafe für ein so verhängnisvolles Verhalten auf die Dauer gewiß nicht ausbleiben.

— Ueber das Schicksal der kleinen Expedition, welche, wie wir schon meldeten, unmittelbar nach Eröffnung des Feldzuges in Egypten ausgerückt wurde, um Kameele anzukaufen, hauptsächlich aber, um die Beduinenstämme im Innern für die englische Sache zu gewinnen, wird der „Frankf. Ztg.“ aus Suva vom 27. d. gemeldet:

„Die Expedition zur Auffindung von Warrens traf die Ueberreste der Mission, Kapitän Gill und Lieutenant Charrington; das Schicksal des Prof. Palmer ist noch ungewiß. Gefangene Beduinen sagen aus, der Häuptling Ali Musched habe die Mission Warren gemordet.“

Die öffentliche Meinung in England hat sich mißbilligend über die Art und Weise, wie man die Expedition ausrüstet, ausgesprochen. Orientkenner erklären, daß dieselbe einem sicheren Untergange entgegengeführt wurde, als man sie mit einer großen Summe baaren Geldes versah und den Offizieren erlaubte, in Uniform zu bleiben.

— Der Bey von Tunis, Mohammed Es Sadok Pascha, ist laut telegraphischer Mittheilung in der vergangenen Nacht gestorben. Der legitime Nachfolger, Sidy Ali Bey, geboren im Jahre 1817, ältester Bruder des verstorbenen Bey, hat die Regierungsgewalt übernommen. Mohammed Es Sadok, der ein Alter von beinahe 70 Jahren erreichte, war bereits in letzter Zeit sehr kränklich. An der politischen Gestaltung der tunesischen Verhältnisse wird durch den Tod des bisherigen Bays nichts geändert. Die Franzosen fühlen sich bereits, wie der jüngst von der „Times“ signifizierte, dann allerdings in einigen Einzelheiten von der französischen Regierung in Abrede gestellte, von dem englischen Blatte aber dennoch als authentisch bezeichnete Vertrag zwischen Frankreich und Tunis enthält, auch ohne eine formelle Anerkennung der Herren der Regentschaft, daß durch die Apontveränderung an dem Schicksal von Tunis nichts geändert wird. Ueberdies hat auch England im Hinblick auf die egyptischen Dinge in der tunesischen Frage wesentliche Zugeständnisse machen müssen. Dies erhellt unter anderem auch aus den gestrigen Erklärungen Dilke's im englischen Unterhause, ob-

bedauerte, sein Loos befehen und das Experiment nicht selbst gemacht zu haben, so schritt er doch stolz einher, tänkelte sich eine Pythia, und wollte, wie der lustige Banker behauptete, auf keinem vierbeinigen Stuhle, sondern nur auf einem Dreifuß sitzen.

Dem armen entnervigten Frank widerlief es im Kopfe, als er sich so unerwartet am Ziel seiner beständigen Wünsche sah und wenn ja dann und wann ein Gedanke über das Schicksal des Originals der durchstochenen Photographie in ihm aufstieg, so vergaß er ihn über den Vorbereitungen zum Empfange der Sinen, die er so bald als möglich nach W. kommen lassen wollte.

Frank hatte anfangs die Absicht, seine Familie selbst aus Kroatien abzuholen, doch war er so überhäuft mit Geschäften, die große Wohnung, die er gemiethet, reich zu möbliren und seine Geldangelegenheiten zu ordnen — daß er beschloß, seine kleine Familie, Frau und Sohn, allein reisen zu lassen, sie am Bahnhof in W. zu erwarten und im Triumph in die zu ihrem Empfange reich geschmückten Appartements zu führen. Er sandte seiner Gattin eine bedeutende Geldsumme und bat sie, die erste Klasse der Eisenbahn, die bequemste Fahrgelegenheit zu benützen. Seine Gattin beantwortete das vor Freude überschwängliche Schreiben in einer Weise, die ihn befremdete, da sie kein Entzücken über das unerwartete Wiedersehen verrieth. Doch er schrieb dies der Ueberraschung zu, die ihr sein Brief bereitet hatte und zählte die Stunden bis zu dem Tage, den sie ihm als dem ihrer Ankunft bezeichnen hatte. Sie sollte Morgens stattfinden und der glückliche Frank, den die freudige Aufregung die ganze Nacht kein Auge schliefen ließ, fand sich in seiner Umgegend einige Stunden früher als der Zug erwartet wurde, auf dem Bahnhof ein. Hier gefand er einem Bekannten, den er zufällig traf, daß ihm ein Gefühl die Brust beengte, von dem er sich nicht Rechenschaft geben konnte, ob es die Erwartung des so lange ersehnten Glückes oder die Vorahnung eines großen Unglücks sei.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Bilder aus dem Irrenhause.

Von Karoline von Scheibler-Berlich.

(Fortsetzung.)

Da kündete die Uhr der nahen Kirche Mitternacht, die Sterbe- und Geburtsstunde des alten und neuen Jahres. Die Gesellschaft erhob sich, die Gläser klirrten beim fröhlichen „Prost das neue Jahr“ und bei den gegenseitigen Wünschen.

„Möge das neue Jahr Ihren Wünschen gerecht werden!“ sprach der freundliche Hausherr, sein Glas erhebend, zu dem nun nicht mehr stillen Gaste, den wir Frank nennen wollen. Dieser dankte mit warmen Worten und sprach endlich: „Der Haupttreffer der Staatslotterie, welcher übermorgen fällt, wäre die wünschenswerthe Gabe des neuen Jahres.“

Dies mischte sich ein kleiner bider Mann in das Gespräch der beiden Herren mit den Worten: „Haben Sie dem Wunsch gedacht, während die Glocke tönt, zwölfmal schlug.“ Dann wird er erfüllt; denn was man sich in diesem Augenblick wünscht, wird vom Schicksal bestimmt gewährt.“

„Schäme Dich, Amadeus!“ rief der Hausherr, „ein bel esprit, Dichter und so abergläubisch!“

„Weißt Du nicht,“ sprach der kleine Mann mit großem Selbstbewußtsein, „was der große Napoleon sagte: Ce ne sont que les pauvres esprits, qui ne sont pas superstitieux (nur die Geistesarmen sind nicht abergläubisch). Ich schäme mich nicht, ich bin stolz auf meinen Aberglauben.“

Der arme kleine Dichter war, wie so viele Menschen, gerade darauf stolz, was ihm die wenigste Berechtigung zum Stolz hätte sein sollen.

Auf jene Gestalt, welcher die Natur die Güte, die sie ihm an Länge schuldig geblieben, an Breite angelegt hatte — und auf seinen Aberglauben —

weil er behauptete, alle großen Männer seien klein und abergläubisch gewesen.

„Ich habe leider, gerade während die Glocke schlug, nicht an den Haupttreffer gedacht,“ sprach Frank.

„Das macht nichts,“ rief der kleine Witzig, „ich sage wie Karl Moor: Dem Manne kann geholfen werden! Wer von den Herrschaften hat zu fälligerweise eine Photographie bei sich, eine für ihn werthlose, keinen lieben Gegenstand darstellend, die er mir zur Disposition stellen kann?“

„Das kann ich,“ rief einer der Herren, „ich fand dieser Tage eine Photographie auf der Straße, welche ich in mein Portfeuille steckte und dort vergaß. Hier ist sie.“

„O das trifft sich herrlich,“ rief der kleine große Mann freudig. „Jetzt hören Sie zu, Herr Frank, was ich Ihnen sagen werde, ist ein Zauber, welchen die Chinesen anwenden, um einem Liebungsverwundten Erfüllung zu verschaffen.“

„Mein Freund Amadeus ist nämlich Hof- und Leibdiener des Kaisers von China,“ rief der Hausherr, „und daher in Allem, was er thut und spricht, ein Chines.“

„Spotte so viel Du willst,“ sprach der Klein, „nicht hören Sie, Herr Frank, was Sie thun müssen: Nehmen Sie eine große Nadel, eine Nadel etwa; ah, Sie haben selber eine. Mit dieser Nadel durchbohren Sie das Bild in der Gegend des Herzens und denken dabei Ihren liebsten Wunsch. In demselben Augenblick stirbt das Original des Bildes, aber Ihr Wunsch wird auch sicher erfüllt.“

„Ich danke Ihnen,“ sprach Frank, „ich bin nicht so egoistisch, die Erfüllung eines, wenn auch meines liebsten Wunsches, mit dem Tode irgend eines, wenn auch unbekannten Menschen, einkaufen zu wollen.“

„Was,“ rief der Bankier lachend, „ist der Aberglaube so ansteckend, daß auch Sie, Herr Frank, daran glauben, und den Tod des fremden hübschen Burschen, den das Bild darstellt, fürchten?“

„Ich glaube nicht daran, und da ist es schade, die Photographie zu verderben.“

„O,“ rief der Herr, welcher sie zur Disposition gestellt hat, „was liegt an einer gefundenen Photographie; die ist doch ganz werthlos für uns Alle. Machen Sie den Spaß, Herr Frank, schon um unserm chinesischen Hof- und Leibdiener einen Gefallen zu thun.“

„In Gottes Namen, geben Sie her,“ sprach Frank, nahm seine Nadel aus der Kravatte und steckte sie dem Bild in die Brust.

„Mein Gott, das Gesicht des Bildes zuckt,“ rief Amadeus in höchstem Entsetzen.

Frank erbleichte.

„Mir scheint, der Champagner spricht aus Dir, kleiner Chines,“ sprach der Hausherr unwillig; „was haben Sie bei diesem Mord in effigie gedacht, Herr Frank?“

„Natürlich, daß mir Fortuna übermorgen den Haupttreffer beschicken möge.“

„Kann ich wünsche so von Herzen,“ sprach der Bankier, „aber ich begreife nur eins nicht, warum nämlich unser Freund aus China nicht schon längst Photographien durchstochen und Treffer gemacht hat?“

„Dichter leben von Nektar und Ambrosia,“ sprach dieser mit Suffizienz, „und brauchen kein Gift.“

„Er lebt vom Schmarözen und pumpt seine unglücklichen Freunde um Geld an,“ flüsterte einer der Herren seinem Nachbar ins Ohr.

Der Epheerabend oder vielmehr die Nacht ging zu Ende und die lustige Gesellschaft trennte sich unter wiederholten Glückwünschen.

Aber wie maßlos erbaunt waren die Theilnehmer des heiteren Festes, als sich nach einigen Tagen das Gerücht verbreitete, der Haupttreffer der stattgefundenen Staatslotterie sei Herrn Frank zugefallen.

Und es war kein Gerücht, es war Wirklichkeit. Der kleine Amadeus war um eine Elle größer geworden, und wenn er auch vielleicht heimlich

gleich hiernach noch gewisse Schwierigkeiten bezüglich der Aufhebung der Kapitulationen fortbestehen.

— In Bezug auf die diplomatische Mission des gegenwärtig in Berlin weilenden japanesischen Prinzen Arisugawa wird geschrieben:

Wie einmündlich hat der Kaiser von Japan seinem Lande nach den letzten Willen eine Verfassung nach europäischem Vorbilde verheißt. Inzwischen wurde beauftragt dieses Versprechens eine gesetzgebende Kommission ernannt, deren Vorsitzender Prinz Arisugawa ist. Zu den hervorragendsten Mitgliedern dieser gesetzgebenden Kommission gehört u. A. Staatsminister Ito, der Präsident des japanesischen Staatsoberhaupts, welcher bereits vor Jahr und Tag nach Europa kam, um das Verfassungsweesen der verschiedenen Völker zu studieren und sich über die Theorien desselben bei gelehrten Autoritäten Rat zu holen. In dieser Absicht verließ Staatsminister Ito mit einem ganzen Stabe höherer japanesischer Staatsbeamten während des letzten Sommers in Berlin mit Professor Dr. Oestrich und bediente sich von Berlin nach Wien über, um seine Studien bei Lorenz von Stein, dem bekannten Nationalökonom und Verwaltungsgeslehrer, fortzusetzen. Zu diesem Privatstudium trat in Wien vor einigen Wochen auch Prinz Arisugawa ein, verweilte dort zugleich die Gesandten Japans in Berlin, Paris und St. Petersburg und verlor schließlich den Professor von Stein mit einer hohen Klasse des japanesischen Sonnenordens. Jetzt will der Prinz in Berlin, um die Bekanntschaft des mächtigsten und angesehensten Monarchen der alten Kulturwelt zu machen und alsdann mit einigen Umwegen die Rückreise in die Heimat anzutreten.

— Die von den Engländern mit Beschlag belegte Korrespondenz Arabi's wurde dem englischen Verteidiger des Erbfolgers durch dessen Sohn Mahomed ausgeliefert. Arabi hatte diese Schriftstücke an verschiedenen Orten in seinem Hause versteckt, für den Fall, daß er unterliegen würde, um sie als Entlassungszeugnisse zu gebrauchen. Es sind 69 Dokumente, deren Wichtigkeit englischerseits mit Nachdruck hervorgehoben wird, während der Kheidive und seine Minister eine auffallende Gleichgültigkeit diesem Material gegenüber zur Schau tragen und erklären, daß sie, wenn man sie daum angegangen hätte, die Originale der aufgefundenen Schriftstücke zur Verfügung gestellt haben würden. Was die Dokumente an Intriguen enthüllen, wird jetzt einigen Damen des vielköpfigen Harems zur Last gelegt. Arabi Pascha ist bewußt, durch Schmeicheleien die Gunst der Engländer zu erwerben. Er wünscht in einer Provinz Englands sein Leben zu beschließen; er spricht seine Überzeugung dahin aus, daß Egyptens Heil nur in einer Ausdehnung der englischen Macht über das Nilthal zu suchen sei. Tag und Nacht ist der gefangene Pascha mit der Abfassung von Instruktionen für seine Verteidiger beschäftigt, wobei er in der Ausführung von Einzelheiten ein vorzügliches Gedächtnis bezeugt. Ihm liegt vor allem daran, mit seinen Anklägern konfrontiert zu werden und dieselben einem Kreuzverhör unterwerfen zu sehen.

— Herr Professor Dr. Giffen in Straßburg theilt der „E. L. Z.“ das Schreiben mit, welches er anlässlich der Verhandlungen des Ant.-Ant.-Schiedsgerichts-Berates in Brüssel, welchen beizuwohnen er gleichfalls eingeladen war, an den Vorsitzenden desselben gerichtet hatte. Das sowohl deutsch wie englisch verfaßte Schreiben lautet in der ersten Sprache wie folgt:

Straßburg, 25. Oktober 1882.

Geehrter Herr!

In Folge einer verlängerten Abwesenheit von Straßburg bin ich nicht im Stande gewesen, rechtzeitig das Zirkular der internationalen Friedens- und Schiedsgerichts-Bereinigungen zu beantworten, welches Sie die Güte hatten, mir zu senden. Ich wünsche dem ungeachtet festzustellen, daß ich den Brief, welchen mein Kollege Professor v. Holzendorff an den Präsidenten der Brüsseler Versammlung gerichtet hat, vollständig unterschreibe. So gern ich auch das Unglück mildern möchte, welches der Krieg der Menschheit auferlegt, so kann ich doch nicht glauben, daß ein internationaler Schiedsgericht ein wirksames Mittel ist, um die großen Kämpfe zu verhüten, welche unvermeidlich scheinen, so lange als es große, miteinander streitende nationale Interessen geben wird. Ich wünsche sicherlich, daß die Regierungen so selten als möglich die Entscheidung der Waffen anrufen möchten; aber ein Schiedsgericht wird sich nur da wirksam erweisen, wo die widerstreitenden Ansprüche juristisch formuliert werden können, und diese Fälle sind bei weitem die weniger zahlreichen und die weniger wichtigen. Ueberdies beweist das größte neuere Beispiel eines Schiedsgerichts, das in der Alabamafrage, nicht, daß dies das geeignete Mittel, internationale Streitigkeiten zu lösen, ist. Dieses Problem ist nicht durch die Fierlichkeit der Form und des Verfahrens des Genfer Tribunals gelöst worden, noch durch die Wichtigkeit der in Frage kommenden Interessen und der Rechtsfragen, welche auf dem Spiele standen; das Urteil dieses Tribunals war einzig möglich, weil es auf einem vorhergegangenen Beschluß beruhte, indem England zuvor im Vertrage von Washington eingewilligt hatte, daß nachträglich Grundzüge auf seine angefochtene Aktion angewendet werden sollten, welche seine Beurteilung unvermeidlich machten. Diese entscheidende Passage kann nicht vermindert werden durch die schönen Reden, mit denen Graf Scholys das Verfahren ersüßte, oder die des Herrn Gladstone, welcher dieses der Welt gegebene Beispiel, die brutale Gewalt des Schwertes durch ein besseres Mittel der Lösung internationaler Streitigkeiten zu ersetzen, feierte; der letzte britische Premier selbst hat nicht gezögert, an die

Argumente der Panzerflotte und Remingtongewehre zu appellieren, als die Interessen Englands in China auf dem Spiele standen, und ich denke, daß er sicherlich Recht hatte, und habe dem Siege von Tientsin-Keibei Beifall gezollt, weil er dieses Land von der Anarchie errettete, wenngleich die Freunde Mr. Gladstones Herrn Gladstone als einen gesunkenen Stern betrachten mögen.

Ich bin verpflichtet, hinzuzufügen, daß, wenn ich auf der Brüsseler Versammlung zugegen gewesen wäre, ich mich gezwungen gesehen hätte, ernstlich gegen die Art zu protestieren, in welcher Herr Tachard Veranlassung nahm, das aufzuwählen, was ihm beliebte die Frage von Selbst-Verträgen zu nennen. Wir beabsichtigen niemals, diese Provinz zu nehmen, weil ihre Einwohner Deutsche zu werden wünschen, sondern wir nahmen sie, weil es für unsere Sicherheit wesentlich war, eine dauernde Schranke gegen die hundertjährigen Angriffe Frankreichs aufzurichten, welche Deutschland seit Ludwig XIV. vermisst haben. Selbsterhaltung ist das höchste Gebot des Staates.

Ich muß sagen, daß ich schmerzhaft erstaunt war darüber, daß nicht eines der in Brüssel anwesenden deutschen Mitglieder, unter denen zwei Mitglieder des Reichstages, Herr v. Bülow und Herr Lascher, es der Mühe werth gehalten hat, seinen Protest gegen das Verfahren des Herrn Tachard einzulegen.

Ich würde Ihnen verbunden sein, mein Herr, wenn Sie die Güte haben wollten, diesen Brief in den Bericht der Brüsseler Versammlung aufzunehmen, und bleibe Ihr gehorsamer Diener

Professor Dr. Giffen.

— Prinz Arisugawa, der Oberst des Kaisers von Japan, ist gestern Abends 1/2 10 Uhr mit seinem aus vier Personen bestehenden Gefolge auf dem Bahnhof Friedrichstraße zunächst nach Brüssel abgereist. Sein nächstes Reiseziel ist London. Das gesamte Gefolge bestand aus einem mit Exzellenz Titel an der Spitze, gab dem scheidenden Prinzen das Geleit. Die Ausrüstung des japanesischen Fürsten verdient, abgesehen von ihrer politischen und handelspolitischen Bedeutung, auch insofern Beachtung, als sie der erste Fall ist, daß ein dem Throne so nahestehender Prinz, der eventuell sogar thronberechtigt ist, außer Landes geht. Der vor einigen Jahren längere Zeit in Berlin anwesende und namentlich mit dem Studium unserer Militärwissenschaften beschäftigt gewesene junge Prinz Kita Saitakawa war allerdings auch ein Verwandter des Mikado, aber nur ein entfernter.

Ausland.

London, 26. Oktober. Bei einem vorgestern in Windsor zu Ehren der aus Egypten zurückgekehrten Schwadron des 2. Leibgarde-Regiments gegebenen Festmahl hielt Prinz Christian von Schleswig-Holstein eine Rede, in welcher er die von dem Korrespondenten der „Kölnischen Zeitung“ gegen britische Truppen erhobenen Beschuldigungen zurück wies. Er fügte hinzu, er könne versichern, daß diesen Beschuldigungen von der Mehrheit der Presse in Deutschland kein Glauben beigemessen werde. Ein kompetenter Richter in militärischen Angelegenheiten, der deutsche Kronprinz, hätte laut seine Bewunderung über die Intelligenz und Umsicht, mit welcher der ägyptische Feldzug unter schwierigen Verhältnissen geleitet worden, sowie über das wackere Verhalten der englischen Truppen ausgesprochen.

Johann Most wurde gestern aus dem Goldbachfeld-Gefängnis entlassen, wofür er wegen Veröffentlichung des bekannten Brandartikels in der „Freiheit“ (in welchem anlässlich der Ermordung des Kaisers von Rußland der Königsmord gerechtfertigt wurde) eine sechszehnmönatliche Freiheitsstrafe zu verbüßen hatte.

Provinzielles.

Stettin, 29. Oktober. Ein bei dem Betriebe einer Pferde-Eisenbahn verkehrt und arbeitsunfähig gewordener Pferdebahn-Kondukteur kann, nach einem Urteil des Reichsgerichts, I. Zivilsenats, vom 23. September d. J., bei der Bemessung der ihm zu zahlenden Rente als Ersatz für den künftigen Unterhalt beanspruchen, daß dabei nicht nur sein früheres Gehalt, sondern auch die von ihm erlaubter Weise durchschnittlich bezogenen Einnahmen an Erntegeldern berücksichtigt werden.

Der Post-Dampfer „Titania“ ist mit 19 Passagieren in Stettin von Kopenhagen am Donnerstag früh eingetroffen und mit 18 Passagieren am Sonnabend Mittags nach Kopenhagen zurückgegangen.

Vom 22. bis 28. Oktober wurden in der Volkstheater 1921 Personen gespielt.

Konzert.

Die diesjährigen Hofmaly-Jancovius-Konzerte haben am Freitag in der Abendhalle in glänzender, vielversprechender Weise begonnen. Der Saal war überfüllt und lagte das dankbare Publikum nicht mit abtrüben wohlverdienten Beifallsbekundungen. Zuerst wurde mit diesen der nunmehr stetig Jahre alte unermüdbare Gründer und erste Leiter der Konzerte, der Igl. Musikdirektor Herr C. Hofmaly bedacht, unter dessen Führung die gehaltvolle, leicht verständliche Mozart'sche Symphonie in D-dur, vorzüglich exekutiert, das Konzert eröffnete. Es folgten nunmehr Vorträge des hier längst bekannten und verehrten Künstlerpaares Rappoldi. Die Igl. sächsische Kammermusikantin Frau Rappoldi-Kahrer spielte zuerst ein E. M. v. Weber'sches Konzertstück in F-moll mit Begleitung des Orchesters und zeigte in Ausführung sämtlicher Sätze, abgesehen von einer bewunderungswürdigen Gedächtniskraft, eine so glänzende Technik und so subtile Auffassung, daß sie sich getrost den ersten Künstlerinnen ihres Faches zur Seite stellen kann. Ihr Vortrag ist reich an

Närcen und das Forte wie Piano in vorzüglicher Weise ausgebildet. Besonders entzückt das letztere durch Duft und Reinheit. Sie bewies ihre Kunst in beständiger Art noch in Helle's „Doruli-marie“, Liszt's Etude in F-moll und auch besonders in der Begleitung der von Herrn Prof. Rappoldi zum Beschluß des Konzerts zum Vortrag gebrachten Effektiviten von Liszt, „Sarabande und Tambourin“, denen schallender Beifall folgte. Die beneidenswerthe Kunstfertigkeit dieses berühmten Violinisten trat in dem hier noch unbekannten Violinkonzert von Niels W. Gade überzeugend zu Tage. Die Komposition fand leichtes Verständnis und zufolge ihrer meisterhaften Ausführung vom Professor Rappoldi und der unter Herrn Kapellmeister Jancovius Etab existierenden Kapelle lebhafteste Anerkennung. Dieselbe wurde auch den trefflichen Musikern für den subtilen Vortrag des Menckelsohn'schen „Scherzo“ zu Theil. Wir wollen hoffen, daß auch den folgenden Konzerten die Theilnahme des Publikums in so reichem Maße treu bleibe!

H. v. R.

Kunst und Literatur.

Theater für heute. Stadttheater: „Tibello.“ Oper in 2 Akten. Bellevue: „Reif Reislingen.“ Schwank in 5 Akten. Montag: Stadttheater: „Maria und Magdalena.“ Schauspiel in 5 Akten.

Vermischtes.

Berlin. Eine entsetzliche Katastrophe, die bereits ein Menschenleben gekostet, drei andere in schwere Gefahr gebracht, ereignete sich gestern Vormittag im Hause Werderstraße 11. Das Haus ist ein alter winziger Bau, der aus Barriere, einem Stock und zwei Dachgeschossen besteht. Die zwei kleinen Stübchen des obersten Dachgeschosses bewohnt die aus Mann, Frau und einem 8 Monate alten Kinde bestehende Familie Ziegler, die sich durch Handschuhwaschen ihren Lebensunterhalt zu verdienen sucht. Gestern kurz nach zehn Uhr wurden plötzlich die Hausbewohner durch eine Erschütterung aufgeschreckt. Alles eilte auf den Treppenaufgang, um der Ursache nachzuspüren. In demselben Augenblicke stürzten die Ziegler'schen Eheleute, zwei Feuerstücken gleich, die nach ihrer Wohnung führende schmale Treppe herunter. Frau Ziegler war unvorsichtiger Weise in nächster Nähe des geheulenen Ofens beschäftigt gewesen, Benzol aus einer größeren Flasche in eine kleinere zu füllen. Dabei war ihr die Flasche entglitten, der Inhalt hatte sich über die Kleider der Unglücklichen ergossen und zu gleicher Zeit waren die sich entwickelnden Dämpfe mit dem Feuer des Ofens zur Explosion gelangt und hatten beide Eheleute und das ganze Zimmer in Flammen gesetzt. In ihrer Angst stürzte die Frau der unter ihr wohnenden Frau Drechsler Menke, die in der Thüröffnung ihrer Wohnung stand, entgegen und suchte ihr um den Hals zu fallen. Nur mit Anwendung aller Kräfte gelang es der Frau Menke, sich der flammenden Umarmung zu entziehen und die Brennende zurückzustoßen. Leider eilte sie bei diesem Kampf um Tod und Leben selbst schwere Brandwunden, beide sind bis über die Ellenbogen verbrannt, die Haare sind abgebrannt, das Gesicht ist an mehreren Stellen verbrannt. Auch die Wirthin des Hauses, Frau Schnürle, die der Unglücklichen zu Hilfe kommen wollte, erlitt durch die Berührung mit derselben namhafte Verletzungen. In heller Verzweiflung stürzte Frau Ziegler die Treppe weiter herab, überall die Stufen, die sie berührte, in Flammen setzend. Unten angelangt, fiel Frau Ziegler ohnmächtig nieder und hätte hier wohl schon ihren Geist aufgeben müssen, wenn nicht der Hof parterre wohnende Handelsmann Roschel schnell herbeigekürzt wäre und sie bis unter den Brunnen geschleift hätte, wo man durch Auspumpen von Wasser endlich das die unglückliche Frau umhüllende Flammenmeer erlöschte. Die Kleider waren ihr vollständig vom Leibe gebrannt. Die Eisenstangen des Korsets, die glühendbroth waren, hatten sich tief in den Körper eingebohrt. Vom Gesicht waren, wie die „Post“ schreibt, nur noch die Augen erkennbar. Roschel holte schnell Leinwand und Watte herbei und suchte wenigstens etwas die Leiden der Unglücklichen zu lindern, dann wurde sie auf einer Trage nach dem städtischen Krankenhaus gebracht, wo sie gestern Abend ihren entsetzlichen Leiden erlag. Die eigentlich der Mann dem Flammenmeer entronnen, ist bis jetzt noch nicht aufgeklärt. Man fand ihn mit völlig verbranntem Rachen und vielen anderen Brandwunden im Thormweg wieder und schaffte ihn sofort nach der Frau in das Krankenhaus. Währenddessen verbreitete sich die Kunde, daß das achtmonatliche Kind in der brennenden Wohnung zurückgelassen sei. Alles fand zunächst rathlos, bis sich ein junger im Nachbarhaus arbeitender Klempnergehilfe zu der muthigen That entschloß, ungeachtet der Flammen in das Zimmer einbrach und wie durch ein Wunder beschützt, das Kind unverletzt in seinem bereits angefangenen Bettchen liegend fand und dann auch glücklich in Sicherheit brachte. Die 10 Uhr 15 Minuten alarmirte Feuerwehr machte dem Feuer mit einer Spritze bald ein Ende.

Als zweites Opfer der Explosion ist heute Sonnabend, früh 8 1/2 Uhr auch der Handschuhmacher Ziegler, trotz der sorgfältigsten Pflege, im städtischen Krankenhaus unter den unfähigsten Schmerzen verstorben.

Eine künftige Geschichte, die wir unseren Possendichtern zu gelegentlicher Benutzung empfehlen, erzählt die „W. Allg. Ztg.“ Die Szene ist ein vornehmer Wiener Hotel. Am Sonntag Mittag erhielt der Leiter desselben aus Budapest ein Telegramm des Inhalts: „Komme mit meiner Frau, bitte gütlich separirtes Zimmer, wo möglich

mit besonderem Treppenaufgang, zu reserviren! Banquier.“ Eine Stunde später erhielt er abermals ein Telegramm aus Budapest. Es lautete kurz und bündig: „Heute bei Ihnen anlangendes, bereits avisiertes Paar aus Budapest selbstmörderisch tödtlich, genaue Bewachung rathsam, Verständigung der Polizei dringend.“ Was thun? Als vorsichtiger Mann schickte der Hoteldirektor nach der Polizei, und diese stellt ihm zwei der gewandtesten Detektives zur Verfügung, welche in Kellnerkostüme gekleidet werden und die Selbstmordlandbaten als Pseudo-Garçons bedienen sollen, um im gegebenen Momente zu interveniren. Abends treffen die Erwarteten richtig ein. Im Salon angelangt, wurden die Reisenden von zwei nicht mehr ganz jugendlichen, aber äußerst zuvorkommenden „Garçons“ bewillkommen, die mit einem wahren Feuerifer daran gingen, den Herrschaften behüßlich zu sein. Während des Suppers entwickelten die zwei Garçons von Neuem ihre vorzüglichen Anlagen, eine geradezu frappirende Aufmerksamkeit und das Bestreben, den Gästen ihre Wünsche förmlich vom Gesichte abzulesen. Als das Souper beendet war, wendet sich der Fremde an die beiden Kellner mit den Worten: „Wie werden uns jetzt zurückziehen?“ Verbergungen. Nummer Eins geht. Nummer Zwei fragt nochmals, ob „sonst nichts gefällig?“ — „Nichts als Ruhe, wir sind von der Reise ermüdet!“ — „Aha,“ murmelt Nummer Zwei, „das kennen wir schon. Aufgepaßt!“ — Beide postiren sich vor der Thür und lauschen aufmerksam. Es rührt sich nichts. Nummer Eins klopft an und tritt ein, um noch eine Flasche frischen Wassers, die er schon bereit hatte, auf den Tisch zu stellen. — „Ja, glauben Sie vielleicht, daß wir uns ersaufen wollen, wozu so viel Wasser?“ — „O bitte,“ stolpert Nummer Eins und eisernt sich. — „Endlich sind wir allein,“ atmet der fremde Herr auf, „diese Leute sind mir schon lästig mit ihrer übertriebenen Höflichkeit. Nicht ein einziges Mal konnte ich mich ungestört küssen, mein süßes Töbchen!“ — „Ich hab' mir's auch gedacht!“ stößt sie im schmelzenden Adagio. — „Aber jetzt einen Ruß, theurer Engel!“ jagte er, indem er sie ungestört an sich zieht und ihre Lippen einige Minuten lang an die seinen preßt, so daß der zarten Dame fast schon der Athem ausgeht und sie mit einem leichten Aufschrei in den Fauteuil zurückfällt. Im selben Momente werden die Thüren aufgerissen und die beiden Detektives stürzen herein „zu Hilfe!“ — Der Fremde ist empört über die unangenehme Störung und schlägt mit der Faust auf den Tisch, daß Alles klirrt. „Weshen Sie zum Teufel?“ ruft er dem vermeintlichen Kellner zu, „sind wir denn überwachet?“ — „Freilich, Sie werden sich heut nicht umbringen!“ lautet die Antwort. Nun lautet der Fremde, daß das ganze Hotel zusammenläuft. Alles glaubt, es sei schon eine Katastrophe eingetreten, und der Direktor kommt athemlos herbei. Jetzt erst klärt sich die Geschichte auf. Die zweite Depesche mit der Warnung vor den Selbstmordlandbaten war das Werk eines Budapest'schen Spahvogeles, der seinem jungverheiratheten Freund, dem Banquier, einen geschmacklos-fatalen Streich spielen wollte.

(Idiosynkrasie.) Der angeborene und unbesiegbare Widerwille mancher Menschen gegen gewisse Thiere, Pflanzen oder todt Gegenstände, den man eben „Idiosynkrasie“ nennt, trifft merkwürdigerweise nicht nur solche Dinge, die allgemein für häßlich gelten, sondern mitunter sogar solche, deren Schönheit in der ganzen Welt anerkannt ist. Wer sollte glauben, daß selbst „die Königin der Blumen“ Verächter und Feinde hat? Dennoch ist es Thatsache, daß Maria von Medicis, die Gemahlin Ludwigs XIII. von Frankreich, keine Rose sehen konnte, nicht einmal gemalt, obgleich sie alle anderen Blumen sehr liebte. Beim Chevalier de Guise ging die Idiosynkrasie noch weiter: Der Knab jeder Rose machte ihn ohnmächtig. Das ist, so komisch es klingt, immerhin noch glaublich. Unglaublich hingegen und wie ein bloßes Märchen erscheint, was von einem russischen Großfürsten aus dem 18. Jahrhundert berichtet wird: er sei in Ohnmacht gefallen, sobald — ein weibliches Wesen in seinen Gesichtskreis gekommen.

Telegraphische Depeschen.

Wien, 28. Oktober. (B. Z.) Aus Tirol kommen neue Schreckensnachrichten. In Folge erneuter Wollenbrüche ist die Umgebung von Bogen abermals überfluthet und die Eisad und Afler haben einen Wasserstand wie am 17. September, wo die erste Katastrophe eingetreten.

Petersburg, 28. Oktober. Die Zollennahmen betragen vom 1. Januar bis 1. August d. J. 13,800,000 Rubel mehr als in dem gleichen Zeitraum des Vorjahres. Die Einfuhr von Edelmetall stieg sich um 2,844,000 Rubel höher und die Ausfuhr um 9,961,000 Rubel höher als in der entsprechenden Periode 1881.

Bukarest, 28. Oktober. Das amtliche Blatt veröffentlicht die Ernennung des bisherigen Generalsekretärs im Ministerium des Aeußern, Ghila, zum Gesandten in Athen an Stelle von Ejarca, welcher in den Ruhestand tritt.

Margate, 28. Oktober. Um Mitternacht brach hier eine Feuersbrunst aus, die bereits ein ganzes Häuserviertel in Asche gelegt hat und bei dem sehr heftigen Winde sich noch immer weiter verbreitet.

Tunis, 28. Oktober. Der Bey von Tunis ist in der vergangenen Nacht gestorben: der legitime Nachfolger Ali Bey hat die Regierungsgewalt übernommen.

Kairo, 27. Oktober. Nach hier vorliegenden Nachrichten soll der falsche Prophet mit seinen Streitkräften nur noch drei Tagereisen von Khartum entfernt sein.